



„Wir holen Sie jetzt ab“

Text: Dialika Neufeld, Fotos: Anne Ackermann, Ana María Arévalo Gosen, „Der Spiegel“ 21/2025

Nach fast vier Jahren in Deutschland wird Familie Hussein mit zwei Kindern aus Bayern nach Spanien abgeschoben, wo sie auf der Straße landet. Einen Monat später kehrt sie zurück. Und alles fängt von vorn an

Familie Hussein's Schlafplatz in Bilbao

Familie Hussein schläft im Sitzen. Seit zwei Wochen ist das so. Vier Stühle, einer auf Rollen, zwei Freischwinger, ein Camping-Klappstuhl, dazu vier Wolldecken, vier Koffer. „Das ist es“, sagt Amal Abdulkader und zeigt in den Raum, der sie und ihre Kinder noch von der Obdachlosigkeit trennt: fünf Quadratmeter vielleicht, voll mit Werkzeug und Elektroschrott. Und wenn man die Familie besucht, in dieser Abstellkammer eines Handyshops in Bilbao, im Norden Spaniens, dann mit dem Rücken an der Wand, sonst geht die Tür kaum zu. Und morgens, wenn der Laden öffnet, müssen sie raus. Dann wartet auf sie die Straße. Manchmal Wind, manchmal Regen, manchmal Sonne. Und ein nicht enden wollender Tag in einem Land, das sie vor Jahren hinter sich gelassen hatten. Dachten sie.

Jetzt sind sie wieder da.

oben: Ansicht vom Dorf Goldbach bei Aschaffenburg
unten: Ehemalige Wohnung der Familie Hussein in Goldbach



Schreiben vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge an Amal Abdulkader, die Mutter, 25. November 2024: „Guten Tag ... Sie haben an der Sprachprüfung (Niveau B1) und am Test ‚Leben in Deutschland‘ erfolgreich teilgenommen. Hierzu beglückwünsche ich Sie! ... Ich wünsche Ihnen für Ihren weiteren Lebensweg in Deutschland alles Gute!“

Schreiben vom 14. März, 2025, deutsche Polizei: „Sie müssen Deutschland verlassen. Aus diesem Grund werden Sie heute nach Spanien abgeschoben. Wir holen Sie jetzt ab und bringen Sie zum Flughafen ... Vielen Dank für Ihr Verständnis.“

Keine vier Monate liegen zwischen diesen Briefen. Einen Tag vor ihrer Abschiebung gingen die Kinder noch im bayrischen Goldbach auf die Mittelschule.

Ein Dienstagmorgen Anfang April. Jan, der Jüngste, döst noch auf seinem Klappstuhl in der Kammer in Bilbao, die Kapuze seines Pullis wegen des grellen Lichts ins Gesicht gezogen.

Der Schlaf sei nie genug, erzählt die Mutter, Amal Abdulkader, weil der Rücken schmerze, der Hintern einschlafe, man sich die ganze Nacht ausstrecken möchte, aber nicht könne. Wie ein endloser Langstreckenflug muss sich das anfühlen, nur ohne jemals anzukommen. Und im Grunde beschreibt das nicht nur ihre Nächte, sondern ihr ganzes Leben, seit sie der Krieg aus ihrer Heimat Syrien vertrieb. Abdulkader sagt: „Seit zwölf Jahren versuchen wir, neu anzufangen“, vier Länder haben sie hinter sich. Nur in Deutschland dachten sie, sie wären angekommen.

Abschiebung, das ist neben Zurückweisung ein fast magisches Wort in der Politik geworden. Nahezu alle Parteien, populistisch und etabliert, versprachen im Bundestagswahlkampf, schneller und härter abzuschieben. Politischer Erfolg scheint sich direkt an die Frage zu knüpfen, wer möglichst viele Migranten in möglichst kurzer Zeit loswird.

Jan, 13 Jahre alt. Er liebt es, mit seinen Freunden Fußball zu spielen. In der 8. Klasse seiner Schule ist er in einigen Fächern der Beste, sagt seine Lehrerin, Frau Müller. Ein stiller Junge mit weichen Gesichtszügen und Brille. Lieblingsfächer Mathe und Sport.

Anas, 16 Jahre alt. Er möchte eine Ausbildung zum Friseur machen, in zwei Monaten hätte er seinen Abschluss gemacht. Und seine Schulleiterin sagt, er hätte es auch geschafft. Sein Lieblingshaarschnitt: „Taper Fade“, an den Seiten kurz rasiert, mit einem schönen Übergang.

Und ihre Eltern, Amal Abdulkader, 47, und Mohamad Hussein, 57, die sagen, dass sie die allerbeste Zeit in Deutschland hatten, als sie arbeiten durften, und wenn es nur bei Amazon im Lager war.

Anas sieht schlecht aus an diesem Morgen. Ein Kind und doch irgendwie alt. Die Wangen sind eingefallen, die Haut fahl, er hat Schatten unter den Augen. Ständig bekomme er Nasenbluten, erzählt seine Mutter.

Frühstück gibt es auch nicht, die Familie besitzt noch 20 Euro, Mittagessen müsse reichen, sagt Amal Abdulkader. Duschen können sie nur alle paar Tage, wenn der Ladenbesitzer sie kurz in seine Wohnung lässt.

Was die Husseins in diesen Tagen erleben, ist europäisches Recht: Als Kurden aus Syrien haben sie vor Jahren internationalen Schutz in Spanien erhalten, der sie berechtigt, dort zu leben, zu arbeiten – aber eben nur dort. Ihr erneuter Asylantrag in Deutschland ist nach der sogenannten Drittstaatenregelung unzulässig und Spanien weiter für sie zuständig.

Die Husseins sagen, sie kannten diese Regel nicht, als sie sich auf den Weg nach Deutschland machten, um Arbeit zu finden, von der sie auch leben können. Dreieinhalb Jahre waren sie in Goldbach zu Hause, und im Grunde haben sie alles getan, was Gesellschaft und Politik von ihnen verlangten: Sie hatten Deutsch gelernt, gearbeitet und Steuern gezahlt, sobald sie durften. Sie schlossen Freundschaften, zogen Kinder heran, die potenzielle Azubis waren. Sie wurden deswegen sogar von ihrer einzigen Tochter Dilber getrennt: Da sie eine Ausbildung zur Zahnmedizinischen Fachangestellten macht, durfte sie als Einzige in Deutschland bleiben. Selbst die Bürgermeisterin ihres Ortes setzte sich dafür ein, dass die Familie bleiben kann.

Wer die Husseins ein paar Wochen begleitet in ihrem neuen Alltag als Abgeschobene, kann einen Blick in die Wirklichkeit von Menschen werfen, die einen Neuanfang suchten und dabei zur Verschiebemasse der europäischen Asylpolitik wurden. Zugleich blickt man in die Zukunft von Tausenden, die nun damit rechnen, dass sie die Nächsten sind.

Denn ab Tag eins der neuen Regierung, das hat der neue Innenminister Alexander Dobrindt angekündigt, solle eine Verschärfung der Migrationspolitik zu spüren sein. Dazu gehört laut Koalitionsvertrag neben der umstrittenen Zurückweisung von Schutzsuchenden an den Außengrenzen auch eine große „Rückführungsoffensive“.

Rückführung in umkämpfte Heimatländer, Rückführung in angeblich „sichere Drittstaaten“, Rückführung in Erstaufnahmeländer innerhalb der EU wie Italien, Bulgarien oder, wie im Fall der Husseins, nach Spanien.

Goldbach, Gemeinschaftsunterkunft

Dilber Hussein ist allein. Zum ersten Mal in ihrem Leben. Sie sitzt auf ihrem Bett und hält einen Teddy auf dem Schoß. Auf ihrem Pullover Stitch, der kleine Disney-Held. Eine 21-Jährige, die gerade von der Arbeit in der Zahnarztpraxis kommt. Ihre Ausbildung sei das Einzige, was ihr helfe im Moment, sagt sie, sie brauche Ablenkung, sie fürchte sich vor den Wochenenden, wenn die Einsamkeit in ihr Zimmer kriecht. Tagsüber begleitet Dilber deutsche Patienten durch die Wurzelbehandlung, saugt ab, reicht Instrumente an. Abends wartet nur noch ihr neues Einzelzimmer in der Gemeinschaftsunterkunft im Gewerbegebiet, vollgestopft mit allem, was ihre Familie nicht mitnehmen konnte, als die Polizei kam, um sie wegzuführen.

Manchmal, erzählt sie, wenn sie nach Hause komme, stehe sie aus alter Gewohnheit vor der falschen Tür, vor Wohnung Nummer 3, ein Stockwerk tiefer, ihr altes Zuhause. Sie stecke den Schlüssel ins Schloss, und dann falle es ihr wieder ein.



Ein Babyfoto von Jan Hussein auf dem Handy seiner Schwester Dilber

„Ich weiß nicht, was ich mit den Sachen machen soll“, sagt Dilber nun, „es ist so viel.“ Bettdecke und Kissen von ihren Eltern, Jans Spardose in Form einer alten Kamera, seine Federballschläger. Unter einem Tischchen hat sie in Tüten die Papiere der Familie verstaut, die Hefte aus dem Integrationskurs ihrer Mutter und die Schulsachen von den Jungs: „Mittelschule Bayern Workbook 7“ von Jan oder „Fit für den Abschluss“ von ihrem Bruder Anas. Es sind Tüten voller Hoffnung.

Es war die Nacht des 14. März, mitten im Ramadan, vier Uhr. Da stand die Polizei bei ihnen in der Wohnung. „Das war der schlimmste Tag“, sagt Dilber. Sie habe gewusst, dass dies der Moment war, den sie gefürchtet hatten. Der ihre Mutter nicht mehr schlafen und die Jungs bei jedem Klopfen an der Tür zusammenzucken ließ. Sie habe ihren

kleinen Brüdern beim Packen geholfen, für Jan die Brille geholt, „er sieht doch sonst schlecht“, sagt sie. Die Polizisten hätten ihnen Zeit gegeben, sich zu verabschieden. Aber wie verabschiedet man sich, wenn man nicht weiß, ob man sich je wieder umarmen kann?

Dilber spricht mit leiser Stimme, und während sie erzählt und weint, spielt sie mit dem Anhänger einer Kette. Sie habe sie von ihren Eltern bekommen, zum 19. Geburtstag. Damals hatten sie noch eine Arbeitserlaubnis, ihre Mutter sogar mit Gültigkeit bis Ende 2026. Vollzeitbeschäftigung als Lagerhelferin. „Es war die schönste Zeit“, erzählt Dilber, „es war super – wie eine normale Familie.“

Die Polizeibeamten brachten ihre Familie raus, Dilber blieb zurück in der Wohnung. „Es war so ruhig“, sagt sie. Sie sei allein im Elternzimmer geblieben.



Tochter Dilber Hussein hält einen selbst gepflückten Blumenstrauss

Am Morgen sei sie dann zur Schule gegangen, wie ferngesteuert. Sie habe sogar eine Prüfung geschrieben: „Behandlungsassistentin in der Zahnarztpraxis“. Danach arbeitete sie in der Praxis. Erst als die letzten Patienten raus waren, sei sie zusammengebrochen. Ihre Chefin habe versucht, sie zu trösten. Die Nacht verbrachte sie bei ihrer Freundin. Sie musste eine Schlaftablette nehmen, sagt sie.

Bilbao, Parkbank

Zeit, zu gehen. Der Laden, in dessen Abstellkammer sie leben, hat bereits geöffnet. Es ist einer dieser kleinen Handyshops, in denen man Schutzhüllen in allen Farben kaufen kann. Der Besitzer ist kurdischer Herkunft, wie sie, und hatte Mitleid mit der Familie aus Deutschland. „Minderjährige auf der Straße“, er schüttelt den Kopf. Die Jungs gähnen.

Sie laufen vorbei an einem Fischgeschäft, überqueren die Straße. Andere Kinder gehen zur Schule, Jan und Anas gehen in den Park. Sie schlurften neben ihren Eltern her, mit hängenden Schultern. Wie es ihnen gehe nach der letzten Nacht? „Ja, scheiße“, sagen sie.

Bilbao, das ist für Touristen eine der schönsten Städte Europas, das Guggenheim-Museum, eine Seilbahnfahrt auf den Artxanda, Calamares fritos, Tortilla. Für die Husseins ist dieser Park im Stadtteil Barakaldo ein Gefängnis unter blühenden Bäumen.

Sie lassen sich auf einer Mauer nieder, das Gras ist noch feucht. Und dann beginnt es, das Warten. Sie sitzen und starren. Und starren und sitzen. Mal legt sich einer der Jungs ins Gras, mal geht der Vater ein paar Schritte, mal legt sich einer auf die Mauer und versucht, ein wenig Schlaf aufzuholen. Mal schiebt ein Rentner mit Rollator vorbei. Mal eine Hundebesitzerin mit einem Pudel.

„Jeder Tag ist wie ein Monat“, sagt die Mutter Amal Abdulkader. Das Warten ist zum Kern ihrer Tage geworden. Das war es auch in Deutschland phasenweise schon. Wer einmal in die Bürokratie eines Asylantrags gerät, verliert viel Lebenszeit damit. Warten. Auf Umverteilung, auf Aufenthaltsverlängerung, auf Ausbildungsgestattung, auf Antwort von der Anwältin, auf Stempel. Aber diesmal ist das Warten anders. Es macht einen Unterschied, ob man dabei Hoffnung hat.

Als es Zeit für das Mittagessen ist, geht Amal Abdulkader mit den Jungs in den Supermarkt. Die 20 Euro, die sie noch hat, hat Dilber ihnen von ihrem Ausbildungsgehalt geschickt. Sie steht vor dem Kühlregal: Käse für einen Euro, Wurst für einen Euro. Zurück an der Mauer belegt sie ihren Kindern Toast ohne Butter. Dazu teilen sie sich eine Flasche Wasser. Zu Abend essen werden sie nicht.

Die Jungs reden kaum noch. Sie versenken ihre Gedanken in ihre Telefone. Ihr Vater Mohamad vergräbt meist seinen Kopf in den Händen. Ihm fehle ein Teil von seinem Herzen, sagt er und meint Dilber, seine Tochter.

Amal Abdulkader ist diejenige, die für die Familie spricht, was vermutlich auch damit zu tun hat, dass sie gut Deutsch und Spanisch spricht, eine herzliche Frau in Kapuzenpullover und Turnschuhen. Während der Abschiebung, das er-



„Erkennungsdienstliche Erfassung“ von Jan Hussein beim BAMF im Anker-Zentrum Geldersheim

zählt sie nun, hätten ihnen die Beamten noch gesagt, sie sollten sich nicht sorgen, in Spanien würden sie eine Unterkunft bekommen. Doch nach ihrer Ankunft am Flughafen fühlte sich offenbar niemand zuständig für die vier aus Deutschland. Die spanischen Polizisten hätten gesagt, sie müssten selbst sehen, wo sie bleiben. Die Husseins riefen den Ladenbesitzer und seine Frau an – die Einzigen, die sie noch aus ihrer damaligen Zeit in Bilbao kannten, und die holten sie ab. In den nächsten Tagen, das erzählen sie, hätten sie begonnen, alle Stellen und Ämter abzuklappern, die ihnen einfielen.

Sie gingen zu mehreren Flüchtlingsorganisationen, aber dort habe man ihnen gesagt, die Hilfe sei für Neuankömmlinge. Überall, so sagen sie, hörten sie dasselbe: dass man ihnen als Rückkehrer nicht helfen könne. Auch im Rathaus habe man gesagt, dass sie keinen Anspruch auf Unterkunft hätten. Nur für die Kinder könne man einen Platz im Heim organisieren. Die Jungs hätten Panik bekommen, und dann seien sie gegangen.

Bett, Brot und Seife, so lautet unter Asylrechtlern die gängige Formel: Prinzipiell gilt der Grundsatz, dass Deutschland nur abschieben darf, wenn im Zielland diese essenziellen Bedürfnisse gewährt werden, wenn sie ir-

gendwo schlafen können, etwas zu essen bekommen und ein Minimum an Hygiene und medizinischer Versorgung gesichert ist. Der Frage, warum dies bei den Husseins in Spanien nicht gelang, kann man sich nur annähern.

Menschen, die wie sie bereits einen subsidiären Schutz erhalten haben und aus anderen EU-Staaten zurückgeführt werden, stehen paradoxerweise manchmal schlechter da als Asylbewerber, die über das Dublin-Verfahren zurückgeführt werden: Da die Asylverfahren der Dublin-Fälle noch nicht abgeschlossen sind, haben diese Menschen zumindest Anspruch auf Unterbringung und Versorgung, so erklärt es Wiebke Judith, die rechtspolitische Sprecherin von Pro Asyl. Und selbst einige von ihnen enden in manchen EU-Staaten wie Griechenland oder Bulgarien in der Obdachlosigkeit, weswegen immer wieder darum gerungen wird, ob Deutschland überhaupt dorthin abschieben sollte.

Die Husseins aber haben als anerkannte, schutzberechtigte Rückkehrer keinen Anspruch mehr auf staatliche Leistungen für Geflüchtete. Ihnen steht kein Platz in der Unterkunft mehr zu – nur hat ihnen das offenbar zuvor niemand gesagt. Und auch nicht, wie sie stattdessen überleben können. Im Grunde sind sie obdachlosen Spaniern gleichgestellt und hätten Anspruch auf Sozialhilfe. Der Zugang dazu



Blick auf das nordspanische Bilbao

ist jedoch an Hürden gekoppelt, die sie ohne Unterstützung schwer überwinden können. Das EU-Recht regelt nur die Situation im Asylverfahren, nicht aber die nach der Anerkennung, so Wiebke Judith. So komme es immer wieder zu Fällen, in denen anerkannte Flüchtlinge in EU-Ländern durchs Raster fallen. Die Zahl der Abschiebungen nach Spanien sei vergangenes Jahr sprunghaft angestiegen. Von den 318 Nicht-Dublin-Fällen dürften ein Großteil Anerkannte wie die Husseins gewesen sein.

„Wir haben alles versucht“, sagt Amal Abdulkader, „hier gibt es keine Hoffnung.“ Und später, als ihr die Tränen kommen, weil sie im Park Schulkinder mit Ranzen sieht, während ihre eigenen Kinder auf den Bänken hocken, nimmt Jan, der Kleine, der schon größer ist als seine Mama, sie in den Arm und streichelt ihr über den Kopf.

Goldbach, Rathaus

Sandra Rußmann, die Bürgermeisterin, trägt einen leuchtend grünen Anzug, Turnschuhe und nimmt an ihrem Konferenztisch Platz. Hinter ihr hängt ein Foto ihrer Stadt Goldbach, ein 10 000-Einwohner-Örtchen, nur drei Kilometer von Aschaffenburg entfernt, wo im Januar nach einem Messerangriff eines ausreisepflichtigen Afghanen zwei Men-

schen getötet wurden, darunter ein Kleinkind.

Goldbach, sagt Rußmann, habe eine „super Anbindung an die A3“, eine relativ wohlhabende Bevölkerung, ein nagelneu saniertes Schwimmbad und: 174 staatlich untergebrachte Asylbewerber.

Was ihr diesbezüglich besonders wichtig sei, und das sagt sie gleich mehrfach im Gespräch, „dass die Stimmung nicht kippt“. Bisher gelinge das in Goldbach gut. Unter anderem wegen eines sehr aktiven Helferkreises. Auch in der Bürgerversammlung sei Migration in den vergangenen Jahren kein vorherrschendes Thema gewesen. Was die Bürger viel mehr umtreibe, sei der Verkehr. Selbst nach der Tat von Aschaffenburg habe sich das ihrer Wahrnehmung nach nicht geändert.

Die Husseins lernte Rußmann im August 2024 kennen. Dilbers Arbeitgeberin, die Zahnärztin, sei auf sie zugekommen und habe ihr den Fall geschildert. Rechtlich war die Abschiebung schon beschlossen. Nun wollten sie noch nach einem letzten Strohhalm greifen – einen Antrag bei der Bayerischen Härtefallkommission stellen. Und so saßen die Husseins hier in ihrem Amtszimmer, zusammen mit der Zahnärztin.

Was für sie vor allem den Ausschlag gegeben habe, sich



Für Familie Hussein ist der Clara Campoamor Park ein Gefängnis unter blühenden Bäumen

für die Familie zu engagieren und eine Empfehlung zu schreiben, war, dass die Eltern so schnell arbeiteten. Sie blättert in ihren Unterlagen: „Die sind im Juli 2021 erst gekommen, und 2022 hat er das Arbeiten schon begonnen“, sagt sie. „Und die Frau ein halbes Jahr später. Da kann man doch nicht meckern.“ Das sei es doch, was man eigentlich wolle: dass aus Asylbewerbern Arbeitsmigranten werden, und die Husseins wären das Paradebeispiel dafür gewesen, sagt sie.

Als Bürgermeisterin sei sie nicht dazu da, prinzipiell das EU-Recht anzuzweifeln, sagt Sandra Rußmann. Rechtlich sei sicher alles einwandfrei. Nur: „Recht und Gerechtigkeit – das sind manchmal unterschiedliche Dinge.“ Vielleicht hätte ein Sachbearbeiter bei der Ausländerbehörde doch sehen können: „Dies ist eine Familie, die es verdient hätte zu bleiben.“ Das sei es auch, was die Menschen umtreibe: Auf der einen Seite bleibt so jemand wie der Täter aus Aschaffenburg. Und auf der anderen Seite ist da diese Familie. „Das erscheint mir super ungerecht“, sagt sie.

Bilbao, Parkbank

Neulich musste der Krankenwagen kommen, weil Mohamad Hussein, der Vater, kollabierte. Er lag auf dem gekachelten

Boden des Handyshops, mit Bluthochdruck und Schwindel. Es gibt Fotos davon, wie sich die Notärzte über ihn beugen. Über Nacht behielten sie ihn im Krankenhaus.

Mehrmals während der Gespräche im Park muss er abbrechen, weil es zu viel für ihn ist, über die Situation zu reden, über Dilber. Er wird kurzatmig und blass, und man fürchtet, er könne vor Sorge einen Herzinfarkt bekommen.

Für die Husseins und ihre Kinder wäre es nach der Flucht aus Syrien der vierte Neuanfang. Wie oft können Menschen, die bereits einen Krieg erlebt haben, diese Kraft aufbringen? Wie oft können sie Wurzeln schlagen und sie dann wieder verlieren?

Ihre Odyssee begann vor zwölf Jahren in Qamischli, ihrer Heimatstadt im Nordosten von Syrien. Jan war ein Kleinkind, als sie ihr Haus zurücklassen mussten, die Familie, das Geschäft, das Mohamad Hussein als Schreiner führte. Sie flohen in den Libanon. Nach vier Jahren, 2017, bekamen sie die Chance, nach Europa überzusiedeln, über ein UNHCR-Programm. Und sie landeten in Spanien.

Als Neuankömmlinge bekamen sie eine Unterkunft, lernten Spanisch, die Kinder kamen in die Schule, aber das Hilfsprogramm lief aus, und die Arbeit reichte nicht, um ihre Wohnung zu bezahlen. Ständig seien sie zum Arbeitsamt



Passbilder von Mutter Amal Abdulkader und ihren zwei Söhnen Jan und Anas

gerannt. Dort hätten sie immer häufiger gehört: „Schon für Spanier gibt es hier keine Arbeit, dann schon gar nicht für Ausländer.“ In Spanien lag die Arbeitslosenquote 2021 bei rund 15 Prozent, fast dreimal so hoch wie in Deutschland.

Bald schafften sie es nicht mehr, die Miete zu bezahlen. Im April 2021 bekamen sie die Kündigung und saßen quasi auf der Straße. Deutschland hat während des Krieges mehr Syrer aufgenommen als jedes andere EU-Land. Die Husseins hatten gehört, dass es dort leichter für sie sein könnte, Arbeit zu finden. Sie stiegen in den Flixbus, der sie bis nach Bochum brachte. Von dort aus schickte man sie weiter ins bayerische Geldersheim ins Anker-Zentrum, kurz für „Zentrum für Ankunft, Entscheidung und Rückführung“. Und genauso kam es dann ja auch.

Damals waren sie noch zu sechst. Ihr ältester Sohn Ahmed lebte noch bei ihnen. Noch so ein Trauma: Nach einem Jahr in Deutschland wurde Ahmed abgeschoben, mit Anfang zwanzig. Er stand in Spanien vor dem Nichts, so wie sie jetzt. Auch damals half der Ladenbesitzer. Ließ ihren Sohn ein Praktikum bei sich machen. Zurzeit sei Ahmed in Madrid.

Zur Wahrheit dieser Geschichte gehört auch, dass sich die übrigen Mitglieder der Familie vermutlich auch deshalb so gut in Deutschland integrieren konnten, weil sie gegen den Ablehnungsbescheid ihres Asylantrags geklagt haben – was verständlich ist, weil aus ihrer Sicht ihre Zukunft daran hing. Zugleich hat sich ihr Aufenthalt dadurch verlängert. Und die Husseins nutzten diese Zeit, im besten Sinne. Sie erlagen dem Trugschluss, dass es ausreichen würde, sich anzustrengen. Doch die EU-Gesetze interessieren sich nicht für Integrationszertifikate, Steuerbescheide und Bundesjugendspiele. Es ist ein Dilemma, für das es keine moralisch einwandfreie Lösung zu geben scheint: Eine gut integrierte Familie nach fast vier Jahren in Deutschland abzuschieben, ist grausam; eine Familie direkt nach Ankunft in Deutschland abzuschieben, wäre es ebenso.

Sie wechseln jetzt zur nächsten Parkbank. Früher, in Syrien, erzählt Amal Abdulkader, sei sie Kunstlehrerin gewesen. Sie träume davon, wieder zu malen. Auf ihrem Handy hat sie einige ihrer Zeichnungen von früher, Brücken, Stillleben von Obst, aber da ist auch ein Schreiben der Zentralen Ausländerbehörde: Wenige Wochen vor der Abschiebung hatte diese noch Papiere angefordert, um zu prüfen, ob sie Anas eine Aufenthaltserlaubnis nach Paragraf 25a Aufenthaltsgesetz für integrierte Jugendliche erteilt. Die Ausländerbehörde hat einen „Ermessensspielraum“, über den sie in bestimmten Fällen eine Aufenthaltserlaubnis erteilen kann. Es wäre eine echte Chance für die Familie gewesen, und höchstwahrscheinlich hätte Anas die Voraussetzungen auch erfüllt. Dilber und sie seien noch zur Anwältin nach Würzburg gefahren und hätten alle Unterlagen eingereicht, erzählt Abdulkader. Doch es war zu spät. Wenige Tage darauf saßen sie im Flieger.

„Ich mag Goldbach so viel“, sagt Anas, der 16-Jährige, „das ist unsere Stadt.“ Er redet nicht viel, und wenn er spricht, dann über die Schule oder über Santiago, seinen besten Freund. Nächste Woche fährt sein Jahrgang auf



oben: Ohne Küche und Kühlschrank kann die Familie in Bilbao nur kaufen, was sie direkt verzehrt

unten: Stockbetten im Anker-Zentrum Geldersheim: Zum ersten Mal wieder schlafen

Abschlussfahrt nach Hamburg, er und Santiago hatten bereits alles geplant, sie wollten zum Dom, zusammen in ein Zimmer. „Santiago ist wie mein Bruder“, sagt Anas. Manchmal schaut er ihm auf TikTok dabei zu, wie er sein Leben in Goldbach weiterlebt.

Auf seinem Handy hat Anas eine App installiert, auf der er verfolgen kann, was seine Mitschüler im Unterricht machen: „1.4. Deutsch: Merkmale einer Kurzgeschichte erkennen, Ethik: Kinderarbeit in Bangladesch.“

Anas sagt: Das Schlimmste für ihn sei, dass er nicht zur Schule könne. Immer passiere ihm das Gleiche: Erst im Libanon zur Schule gegangen, dann war wieder Schluss. In Spanien das Gleiche. Und jetzt verliere er wieder ein Jahr. Alles umsonst, sagt er. „Ich wollte nur diesen Abschluss.“ Später schreibt er eine Nachricht an Petra Hess, seine Schulleiterin. Er fragt: „Könnten Sie mir die Aufgaben schicken und ich schicke Ihnen die Lösungen, sodass Sie mich trotzdem bewerten können?“

Anderthalb Wochen später, am Mittwoch, den 9. April, schreibt Amal Abdulkader, die Mutter, eine Reihe von WhatsApp-Nachrichten an den „Spiegel“: „Wie soll ein Mensch leben, wenn er obdachlos ist und seine Kinder nicht zur Schule gehen?“

„Glauben Sie, dass es auf deutschem Boden eine Lösung gibt oder ist das unmöglich“

„Denn hier gibt es keine Lösungen“

Eine Woche später schreibt sie: „Ich möchte Ihnen sagen, dass wir morgen in Deutschland ankommen werden. ... Der Ladenbesitzer hat uns gebeten, den Ort zu verlassen.“

„... Kinder, insbesondere Anas, sind in einem schlechten Gesundheitszustand.“

Geldersheim, Anker-Zentrum

Am 17. April passieren die Husseins die deutsche Grenze. Im Auto von einem Spanier, den sie im Park kennengelernt haben. Der Mann habe sie angesprochen, und sie hätten ihm ihre Geschichte erzählt, und nach ein paar Tagen bot er ihnen an, sie zurück nach Deutschland zu fahren.

Sie melden sich in der Erstaufnahme in Bochum an, genau wie im Juli vor vier Jahren. Am nächsten Morgen werden sie, ebenfalls wie 2021, nach Geldersheim bei Schweinfurt ins Anker-Zentrum geschickt, mit der Bahn. Ihr Deutschlandticket ist noch gültig.

Ein paar Tage später, morgens kurz vor neun, laufen sie über das Gelände der ehemaligen Militärkaserne zu ihrem Termin bei der Außenstelle des BAMF. Es regnet, sie laufen vorbei an Aufsehern in gelben Westen. Sie haben jetzt ein

einfaches Zimmer in dieser Kaserne, Haus 14, Stockbetten, ein Kühlschrank, eine Tür, die sie schließen können. Und sie wirken wie ausgewechselt: Zum ersten Mal könne sie wieder schlafen, sagt Amal Abdulkader. Zum ersten Mal habe sie Hoffnung. Dass Anas seinen Abschluss machen und eine Ausbildung finden kann und sie dann alle bleiben können, bei Dilber. Ständig frage Jan sie: „Wann kann ich wieder zur Schule?“

Anas hat ihre Papiere, die Zertifikate und Zeugnisse, behutsam unter seiner Jacke verstaut, damit sie nicht nass werden. Jan läuft neben ihm her, es ist sein 14. Geburtstag.

Zur Begründung ihres Folgeantrags werden die Husseins in einen Raum mit zwei Schreibtischen und einem Maßband an der Wand gebeten. Sie nehmen Platz, der Beamte fragt sie freundlich: „Gibt es Gründe, warum Sie nicht in Spanien bleiben können?“ Sie bekommen Info-Flyer ausgehändigt. „Kann sein, dass Sie Schutz erhalten“, sagt der Beamte. „Kann aber auch sein, dass der Antrag abgelehnt wird. Dann müssen Sie das Land verlassen.“

Jetzt fehle noch die „Erkennungsdienstliche Erfassung“. Der Mann macht Fotos, nimmt Fingerabdrücke aller Familienmitglieder, auch der Kinder. „Rechte Hand ohne Daumen, linke Hand, linker Daumen, rechter Daumen“. Damit ist es offiziell: Sie sind wieder da. Die Frage ist: Dürfen sie bleiben?

→ Unsere erste Begegnung war in der Abstellkammer eines Telefonladens in Bilbao – kurz nach ihrer Abschiebung aus Bayern. Nachts schlief die Familie Hussein hier auf Klappstühlen, sitzend; morgens mussten sie raus. Wir verbrachten mehrere Tage mit der Familie in einem Park, in dem sie tagsüber lebte, und erlebten Menschen, die spürbar am Ende ihrer Kräfte waren. Schlafmangel und ständige Sorge zeichneten ihre Gesichter; die Kinder sprachen nur noch wenig. Das Fotografieren unter diesen Bedingungen bedeutete, Nähe auszuhalten und zugleich Abstand zu bewahren – und dabei in jedem Bild die Würde der Familie zu wahren.

Im bayerischen Goldbach begleiteten wir die Tochter Dilber, die ebenfalls litt. Sie hatte als Einzige bleiben dürfen, weil sie eine Ausbildung machte. Sie ahnte nicht, dass ihre Eltern und Brüder in ihrer Not bald wieder nach Deutschland einreisen würden. Uns benachrichtigten sie, kurz nachdem sie die Grenze überquert hatten. In der Erstaufnahmeeinrichtung bei Schweinfurt trafen wir die Vier wieder. Natürlich hofften wir mit ihnen, dass sie diesmal bleiben dürften. Gleichzeitig mussten wir journalistische Distanz bewahren und erkennen, dass Recht und Gerechtigkeit nicht immer dasselbe sind. Inzwischen, nach Monaten der Unsicherheit, ist die Familie Hussein erneut abgeschoben worden – wieder nach Bilbao.



Text: Dialika Neufeld, geboren 1982 in Kiel, arbeitet im Reporter-Ressort von „Der Spiegel“ und schreibt über Migration, soziale Gerechtigkeit und mutige Frauen. Sie studierte in Hamburg Modejournalismus und Medienkommunikation und besuchte die Henri-Nannen-Journalistenschule.



Fotos: Anne Ackermann, geboren 1980, lebt nahe Mannheim und arbeitet weltweit als Fotografin für NGOs und Magazine. 2022 erschien ihr Fotobuch „This life is a mix of poison and honey“ im Kehrler Verlag. Sie ist Mitglied der Agentur „laif“ und lehrt Fotografie an der TH Mannheim.



Fotos: Ana Maria Arévalo Gosen, geboren 1988 in Caracas, ist Fotografin mit Sitz in Madrid. In langfristigen Projekten dokumentiert sie Frauen, die von Inhaftierung, Ungleichheit und Migration betroffen sind. Ihr Projekt „Días Eternos“ wurde u. a. mit dem Leica Oskar Barnack Preis ausgezeichnet.